

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 9 (1905)

Artikel: Die Schweiz in Pariser Beleuchtung

Autor: Platzhoff-Lejeune, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

être curieux dans ses écarts». Besonders aber in der Sprache, im Satz.

„Es fällt ihm immer noch etwas ein.“

So z.B. als Waldemar den Baron um Rat fragt mit Bezug auf seine Heirat, erzählt der Baron ausführlich die Geschichte einer andern Heirat, die Graf Haldern gebilligt habe, trotzdem sie viel bedenklicher gewesen sei als diese. Es handelte sich um eine Balletteuse. „Nun, Waldemar, wenn ich sage, die Duperré hatte, was du angeht, einen Knax, so sagt das eigentlich gar nichts; denn sie war ein Knax vom Wirbel bis zur Zeh (die Zeh war natürlich ihr Bestes) . . .“ Da haben wir den Fontanischen Seitensprung. Und später: „Die Gesellschaft beruhigte sich über die Duperré. Noch kein Vierteljahr, daß ich die Baronin Schwilow (eben diese Tänzerin) auf Tschatschow, etwas schwer auszuprechen (Seitensprung!), im Französischen Theater traf, wo die Subra die Freifrau spielte (eigentlich auch schon ein Seitensprung!). Sie sah reizend aus, ich meine die Schwilow (die Subra natürlich auch) (Seitensprung) z. Z.“ Besonders markant wird der Stil Fontanes durch die greifbaren Worte, die er braucht. Teils sind es einfach kräftige Berlinismen, teils gelungene Neubildungen. Wanda ist „zierig, genterlich, johlig“; Srine „is propper un kein Unstättchen an ihr“. Waldemar braucht den Ausdruck: die „verduperréten Schwilows“.

All das aber sind keine „Kunstmittel“ im literarischen Sinne des Wortes. Fontane wendet keine Mittel an, um Erfolge à tout prix zu erringen. Er tut alles beinahe naiv. Wäre er ein Literat gewesen, so hätte er in mehrere seiner Romane etwas mehr Spannung hineingebracht. Es gibt unter seinen Erzählungen solche, die an gänzlicher Spannungslosigkeit etwas leiden und langweilig wirken würden, wenn nicht die Fähigkeit der Darstellung bei Fontane eine so bedeutende wäre und seine Helden nicht etwas so Herzgewinnendes hätten, daß man sich nicht von ihnen trennen mag, bevor man muß. Solches ist zu sagen von seinem letzten, prächtigen, aber sehr weithinwirgenden Buch, dem „Stechlin“. Auch in „Srine“ gibt es keine Spannung. Wenn man das erste Drittel des Buches gelesen hat, so weiß man beinahe, was folgen muß.

Spannungslosigkeit ist geradezu typisch für große Humoristen. Bei Raabe blüht sie, bei Keller interessieren die Ereignisse an und für sich selten. Bei diesen Dichtern interessiert die Darstellung, die Kunst, Menschen hervorzuzaubern, die da leben.

Dies ist die Fähigkeit Fontanes: Menschen in preußischen Hütten zu zeichnen, ihre kleinen Leiden und Freuden darzustellen und uns zu zeigen, was wir immer wußten, was man aber so leicht vergessen könnte: daß hinter den Kulissen des theatralischen Preußen viel steckt, das nicht glänzt und nicht posiert, aber stark, treu und fromm lebt und arbeitet.

Marcus Wyler, St. Gallen.

Die Schweiz in Pariser Beleuchtung.

Nachdruck verboten.

Eine Plauderei von Ed. Plakhoff=Lejeune, Villars J. Ollon.

Über die Schweiz wird im Auslande viel geschrieben. Bald sind es Reiseindrücke und Naturschilderungen, bald Beschreibungen eines Festspiels oder eines Kongresses; man benutzt die Gelegenheit einer Vergnügungsreise, um mit dem angenehmen das Nützliche zu verbinden. Andere Ausländer kommen zu uns in der ernstlichen Absicht, etwas zu lernen: die einen studieren unsere militärischen Einrichtungen, die andern unsere Lehranstalten oder unsere technische Industrie. Von ihren Regierungen geschickt, sind sie genötigt, einen Bericht zu verfassen, der dann in unsern Blättern mit oder ohne Kommentar auszugsweise wiedergegeben wird.

Nur wenige Schriftsteller des Auslandes wagen sich an eine Gesamtdarstellung des schweizerischen Wesens und Lebens, einmal weil darüber schon sehr viel Gutes, ja Geschöpfendes geschrieben wurde und wir doch schließlich kein neu entdeckter Kontinent sind, anderseits weil es schwer ist, in kurzer Zeit die erforderlichen Studien zu machen und sich mit Sicherheit über nicht immer leicht erfassbare Einzelheiten zu unterrichten. Gleichwohl reizt es so manchen federgewandten Schweizerreisenden, seine Meinung über das Volk der Freiheit zu sagen, sei es aus Entrüstung über seine Heimat, deren schwere Mängel er bei diesem Vergleich entdeckt, sei es — und das ist leider der häufigere Fall — um seiner Enttäuschung und seiner Antipathie gegen die Nation grober Hirten und schlauer Würte Raum zu geben und die in der Schweiz leer gewordene Geldtasche mit dem Ertrag seines Buches über sie zu füllen. Verwandten Motiven scheint auch Herr H. Gutjahr in seiner Schrift *La Suisse intime, étude vériquide (psychologie, moeurs, industrie, politique, enseignement)* (Paris, Daragon, 302 S., Fr. 3.50) gehorcht zu haben. Sehen wir ein wenig zu, nicht was wir durch sein Buch über die Schweiz erfahren, sondern was er als guter Franzose in der Schweiz gesehen hat, so ist das Ergebnis ziemlich erheiternd und verdient wohl eine kleine Plauderei an dieser Stelle.

I.

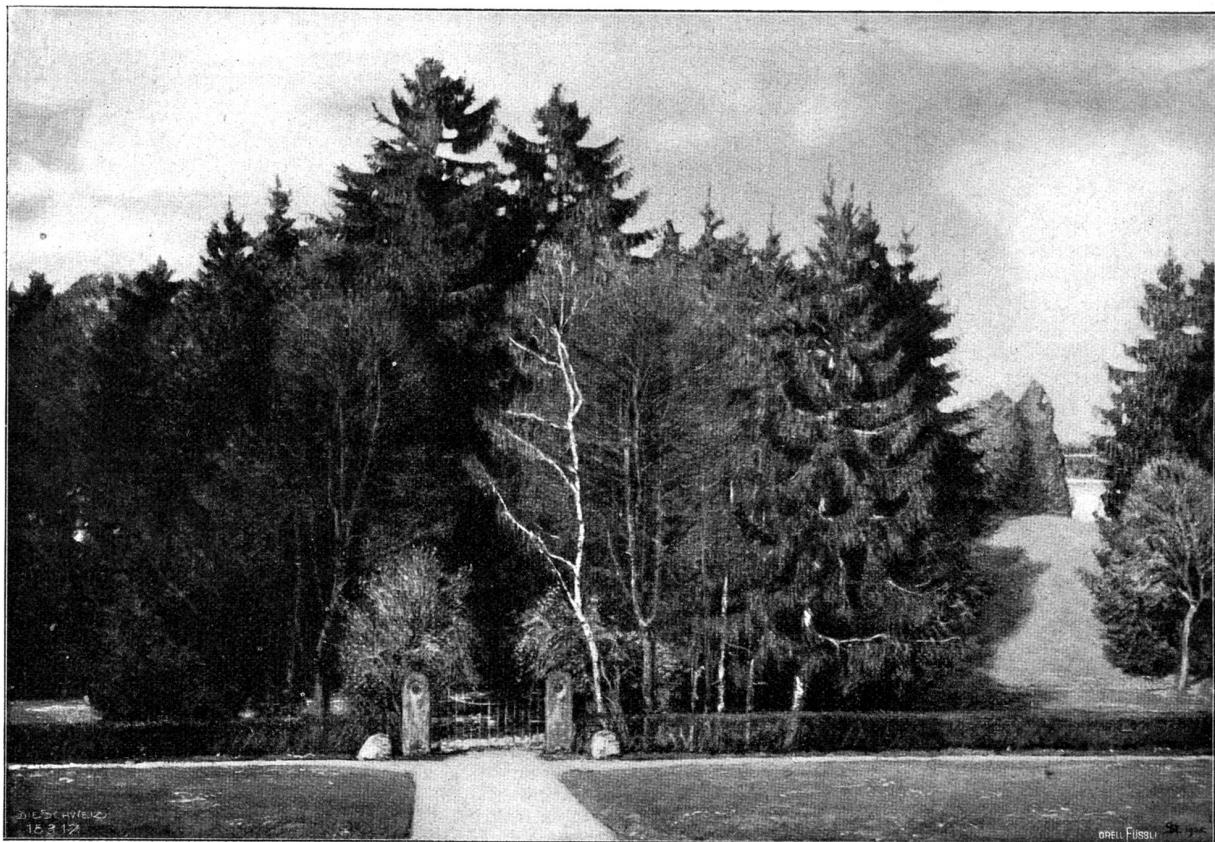
Der Franzose gilt im allgemeinen als sehr wenig anpassungsfähig und ist nur selten imstande, Fremdartiges scharf zu erfassen und gerecht zu beurteilen. Er sieht viel eher, was im Vergleich zu seiner Heimat dem Ausländer fehlt, als was ihm an guten Eigenschaften eigentümlich ist; er urteilt mehr nach seinem persönlichen Komfort auf der Reise und nach dem den Fremden bereiteten Empfang, als nach den Lebensbedingungen der Einwohner. Vor lauter Hotels sieht er die Bürgerhäuser nicht, und über den Fremden vergibt er die Schweizer. Der Umstand, daß Gutjahr seine „wahrheitsgetreue“ Studie dem Freiburger Victor Tissot gewidmet hat, macht sie nicht besser.

Wäre dieser selbst ein besserer Schweizer, so müßte er die Dedikation als eine Schnau empfinden oder mindestens als einen schlechten Scherz auffassen; denn man widmet eine Sammlung von Klatschgeschichten über ein fremdes Land nicht einem seiner Söhne. Doch kommen wir zur Sache.

Das Buch beginnt mit einem Artikel über den schweizerischen Charakter. Ein gewagtes Unternehmen; denn es gibt wenige Züge, die allen Kantonen gemeinsam wären. Einfachheit, Aufrichtigkeit, ernster Arbeitsstun, zuverlässige Ehrenhaftigkeit, Verträglichkeit — das ist vielleicht alles, was man sagen kann; aber Gutjahr hüte sich vor dergleichen lobenden Epitheten. Ist der Schweizer sympathisch? fragt er sich. Antwort: *Nein*; denn er ist erstens interessiert, zweitens grob, drittens hochmütig. Wenn er einem Fremden begegnet, sagt er sich zunächst: „Was bringt mir der Mann ein?“ Und wenn der Fremde sich in Liebenswürdigkeiten erschöpft, denkt er: „Warum ist der Mensch so unverschämmt vertraulich?“ Wagt aber der Fremde die Vorfälle seiner Heimat zu rühmen, so erklärt ihm der Schweizer, sein Land sei das Muster aller republikanischen Staaten Europas, für welch letztere er nur Verachtung zeigt. Da alle Tatsachen seines Buches „ziemlich genau“ beobachtet sind, weiß Gutjahr aus der schweizerischen Presse Belege und Auszüge zur Bestätigung seiner Behauptungen beizubringen. Auffällig ist nur, daß er dabei nicht die großen Zeitungen von Zürich, Basel, Genf, Bern, Lausanne, sondern mit Vorliebe kleinere und kleinste Provinzblättchen heranzieht, deren Kompetenz über den Bezirkssort, in dem sie erscheinen, nicht hinausgeht. Auch einige lustige Geschichtchen weiß er zu erzählen, die unsern Lesern nicht vorenthalten seien. Zunächst eine etwas alte Anekdote. Mehrere Schweizer, die mit einem französischen Edelmann auf das Wohl ihrer Heimat anstießen, opferen nach heimischem Brauch (?) ihre leinenen Manschetten und zwangen den höflichen Franzosen, seine Spitzmanschetten gleichfalls zu zerreißen. Als dieser aber seinerseits auf Frankreichs König anstieß und ihm vier Zähne zu widmen vorschlug (da er doch gerade zum Zahnrat ging!), machten sich die betroffenen Schweizer schleunigst aus dem Staube!

Auf dem Niveau dieses Geschichtchens hält Gutjahr seine völkerpsychologische Studie; leider liefert er mit dieser Anekdote nur einen Beweis mehr für die gefunde Vernunft der Schweizer.

Sehr belustigend sind auch die Abchnitte über die schweizerische Küche. Der arme Mann hat nie so schlecht gegessen wie bei uns. Die kleinen billigen französischen Diners, mit Liebe zubereitet und geschmackvoll serviert, haben ihm so sehr gefehlt. In der Schweiz gibt es nur ellenlange Menüs oder teure Speisen à la carte, unter denen das Beefsteak allein eßbar ist. „Das Volk nährt sich unglaublich schlecht; dies Gemisch und gehackte



Parklandschaft. Nach dem Gemälde von Hans Sturzenegger, Schaffhausen.

Fleisch, das es ist, muß ekelhaft genannt werden!" Die Milch scheint ihm im allgemeinen nur Abscheu einzuflößen. Dünner Eichoriencoffee, Kartoffeln, Bier und Würste sind seine Hauptnahrung. Von Zeit zu Zeit jedoch bereitet man sich ein überreiches Festmahl, das nur Verdauungsstörungen nach sich ziehen kann. „Ein Ehepaar speist zu Mittag. Die unterwürfige Frau wartet auf die Erlaubnis des Mannes, um sich mit Kartoffeln zu bedienen. Dieser schreibt ihr die Schüssel mit den Worten zu: „Ich bin versorgt, du kannst den Rest nehmen; ich habe sie gezählt.“ — Solche Vorkonventionen nimmt Gutjahr als typisch für den schweizerischen Charakter an!

Die Hygiene wird zwar in den Schulen gelehrt; aber die Gewinnfucht des Volkes geht in der Praxis über sie hinweg. Die Kinder bekommen morgens und mittags Most und Brot, abends Milchkaffee und einmal die Woche Speck und Kohl. Magenkrankheiten sind darum sehr häufig, und die schlechte Bevölkertheit der Zähne ist eine bekannte Tatsache. Auch pflegen die Schweizerinnen kurze und dünne Haare zu haben, was mit dem rauen Klima zusammenhängt. Immerhin ist es dieses mit seiner guten Luft, dem die Schweizer trotz ihrer unzähligen Lebensweise ihre relativ geringe Sterblichkeitsziffer (13 bis 21 Promille) danken. „Sage mir, was du bist, und ich sage dir, was du bist!“ soll nach Gutjahr Herbert Spencer gesagt haben (hat es aber nicht gesagt); darum ist der Schweizer mit seiner Kücke gerichtet, und „herzerreißend“ sind über diesen Punkt die Klagen französischer, magenkrank heimkehrende Touristen, die nie ein Kalbsshirt, Lebern oder Nieren zu Gesicht bekamen und denen man statt einer Omelette einen harten teigigen Mehlpappo vorlegt.

Sehr streng geht auch Gutjahr mit den Hoteliers ins Gericht, und er scheint es besonders auf den Walliser Carlo Ritz abgefehlt zu haben, dessen außerordentliche Laufbahn er mit fortwährend eingefreuten boshaften Bemerkungen erzählt. Diese Kaste, die wie in einem Ghetto lebt (!) und in ihrer Organisation den mittelalterlichen Behmgerichten ähnlich sieht (!), hat sich die blutsaugende Ausbeutung des Fremden zum Ziel

gesetzt. „Es gibt keine Straßenräuber mehr,“ sagt man in Frankreich; „sie sind alle in die Schweiz gegangen, um Hotels zu eröffnen.“ Nie ist man, selbst nicht nach vorheriger Abmachung, sicher, nicht bestohlen zu werden. Und diese Leute, die sämtlich Millionäre sind, geben sich für große Herren aus und ermangeln doch der elementarsten Bildung. Ihre niedere Herkunft macht ihnen die nüchternste Verwendung der aufgehäuschten Schätze für immer unmöglich! Von Wissenschaft und Kunst verstehen sie soviel wie die Kuh vom Sonntag.

Hier sei denn doch eine kritische Bemerkung erlaubt. In keinem andern Lande stehen die Hoteliers auf einem relativ so hohen geistigen Niveau wie in der Schweiz. Einer unter ihnen gehört zu den angehörenden Dichtern Deutschlands und der Schweiz; ein anderer ist anerkannter Philologe, ein dritter ein beliebter Kunstschriftsteller, dessen Gemäldeausstellung viel besucht wird. Man kann sagen, das seien Ausnahmen. Aber wieviel Hoteliers sind nicht höhere Offiziere, Gemeindepräsidenten, Kantons- und Nationalräte, Richter und Zivilstandsbeamte! Wo sänden sich typische verwandte Fälle im Auslande?

Auch für die schweizerische Kellnerin — „die Spur eines heuchlerischen Systems, die zur Befriedigung männlicher Eitelkeit da ist, Frau und Diennerin zugleich, vertraulich und unterwürfig, voll Hingabe für die Launen ihres Herrn und Meisters, der sie um die Taille fügt und in die Wangen kneift“ — sei hier ein gutes Wort eingelegt. Nirgends finden sich so ehrenhafte, stolze und ernste Mädchen in diesem sittlich so schwierigen Beruf wie bei uns. Hat sich Herr Gutjahr wohl überlegt, warum in Frankreich weibliche Bedienung unmöglich ist? Hat er ihre Schäden und Nachteile in Wien und Berlin studiert? Und ist er dann nicht überrascht gewesen von dem freundschaftlich-würdigen Verkehr der schweizerischen Kellnerin mit dem Schweizer, der weibliche Ehre noch zu achten weiß? Wo hat ferner dieser sachliche und gewissenhafte Kritiker der Schweiz die schlecht bezahlten und rücksichtslos ausgebeuteten Zimmermädchen, Kutscher und Portiers gesehen, die gegen geringen Lohn achtzehnständige harte Arbeit seufzend verrichten, weil sie von dem Trust der



Der „Jugendbrunnen“ (von Max Blondat, Paris) am Garten der Villa Heu in Wollishofen-Zürich (Phot. A. Krenn, Zürich).

Hoteliere in eisernen Schranken gehalten werden? Die reichsdeutschen Jünglinge und Mädchen drängen sich also zu Hunderten bei uns ein, um sich unter dieses tyrannische Dach zu beugen? Oder ist es nicht vielmehr so, daß die Lohn- und Arbeitsbedingungen in der Schweiz besser sind, als bei ihnen daheim? Herr Gutjahr liebt sehr die Statistik, wenigstens da, wo er sie aus schweizerischen Handbüchern abhören kann; wie wäre es, wenn er selbst eine solche über die Lohnskala und die Arbeitsstunden französischer und schweizerischer Dienstboten übernehme?

II.

Über die siebzig Seiten, die Gutjahr der schweizerischen Geschichte widmet, können wir ruhig hinweggehen. Sie beruhen, wie es scheint, nur auf sekundären Quellen (Magnenat), die sie ohne jede Originalität wiedergeben, und sind nicht nur recht langweilig, sondern im Rahmen des ganzen Buches auch überflüssig. Von den historischen Kenntnissen seiner Landsleute hat Gutjahr nur eine sehr bescheidene Meinung. Er erwartet auch offenbar nicht, daß man seine nicht eben seltenen Irrtümer hervorhebe. Eines davon ist zu schön und für die Bildung des Verfassers allzu charakteristisch, als daß wir es vertheidigen dürften: „Eine der Folgen der (katholischen) Reaktion (in Genf nach dem Tode Calvins) war das Martyrium Servets!“ Wenn die katholische Kirche wirklich diesen dunkeln Fleck der protestantischen Reformation durch Herrn Gutjahrs Initiative auf sich nehmen will, so kann das den Protestantern eben recht sein. — Gehässig sind ferner die Versuche des Verfassers, den Schweizern in ihren Geschäften Mangel an Solidarität vorzuwerfen und sie der „Käuflichkeit, Grausamkeit und des Berrats“ nicht nur gelegentlich „der schamlosen Tat bei Novara“ zu bezichtigen.

Über Handel und Industrie in der Schweiz, besonders die Uhrenfabrikation und ihre französische Konkurrenz, weiß der Verfasser nicht viel Neues beizubringen, und wir kommen zu seiner Würdigung der schweizerischen Verfassung, der politischen Parteien, des Heerwesens und der Bildungs- und

Berkehrseinrichtungen. Auch hier zeigt sich wieder die echte französische Manier, dem Leser mit pittoresken Geschichtchen aufzuzwarten, die er für typisch halten soll und die doch nichts beweisen. Aus vereinzelten Tatsachen, die ein Fremder im Vorübergehen mit besonderer Sympathie für alles Nachteilige aufgelesen hat, lassen sich keine maßgebenden Schlüsse ziehen, um joweniger, als Gutjahr es ängstlich — wohl aus edler Unparteilichkeit — vermieden hat, sich über Dinge, die er nicht verstand, von einem Schweizer aufzuklären zu lassen.

Es wäre töricht, hier alle Unrichtigkeiten und Lücken seiner Darstellung, die falsch geschriebenen Namen und die Missverständnisse in der Wiedergabe des Gehörten aufzuzählen. Interessanter scheint uns Gutjahrs persönliche Eindrücke von dem schweizerischen Leben. Er hat z. B. der schweizerischen Frau ein besonderes Studium gewidmet und wendet auf sie die Worte Tissots von der deutschen Frau an: „Sie hat keinen Chic; ist sie gebildet, so redet sie wie eine Lehrerin und wiederholt, was sie gelesen und gelernt hat. Wie eine persönliche Regung, ein originaler Zug! Sie ist gemein und ohne Selbstachtung. Im armen Bauernhaus ergeht sie das Lasttier und spannt sich vor dem Wagen. Die Frau aus dem Volke verrichtet dieselben harten Arbeiten wie der Mann. Im allgemeinen ist die Frau im Haushalt des Adligen wie in dem des Bürgers die erste Dienerin...“ Daß diese Beschreibung auch für die Schweizerfrau gelte, findet Gutjahr in dem Walliser Illiestal bestätigt, während doch gerade diese hofstragenden Frauen und Mädchen zu den schönstgebauten, kräftigsten und unabhängigssten der ganzen Schweiz gehören.

Nach einigen boshaften Bemerkungen über die schweizerische Sauberkeit, die ihm direkt unangenehm ist, kommt er zu der gebildeten Schweizerfrau, die nach seiner Meinung den Fehler begeht, nie mehr als fünfzehn Franken für einen Hut auszugeben und sich nicht zu schmücken, da ein gewisses Schönheitswerkzeug bei ihnen nur spöttischem Gelächter begegne. Eine andere Schweizerin fiel ihm durch die Bemerkung auf, sie habe trotz ihrer fünfundvierzig Jahre noch nie Puder gebraucht! Entsetzlich! Zum Lobe des Familienlebens weiß er nur zu sagen, daß die Eltern mit den Kindern Sonntags einen gemeinsamen Spaziergang machen, den der Vater allein mit einem Gang in die Bierhalle beschließe, wo er sich am wohlsten fühle.

Von der schweizerischen Lehrerin und Studentin, von der Schriftstellerin und Rednerin, von der geistigen Gefährtin des Mannes weiß er nichts zu sagen. Literatur und Kunst, Malerei, Musik, Wissenschaft scheinen für Gutjahr in der Schweiz nicht zu existieren, was wiederum für seine Bildung bezeichnend ist.

Über das Unterrichts-, Post- und Eisenbahnsystem kann Gutjahr leider nichts Gutes sagen, geht darüber auch ziemlich schnell hinweg. Länger hält er sich bei der schweizerischen Sittenfrengre auf, die allerdings nicht immer ohne Henchelei und Engherzigkeit ist und oft genug mehr auf die Wahrung des Dekorum als auf die Reinheit der Gesinnung sieht. Sind auch die von ihm „enthüllten“ skandalösen Vorkommnisse von zweifelhafter Echtheit und jedenfalls ganz vereinzelter Art, so kann man seine Klagen und Anklagen nicht ohne weiteres abweisen.

Es bleibt schließlich für den strengen Kritikus nur eine Seite übrig, die wirklich unangreifbar scheint: die landschaftliche Schönheit der Schweiz. Um sie herabzusezzen, versucht er den Nachweis, daß sich die Gebirgstäler und Gletscherformen alle mehr oder weniger ähnlich seien, sodaß es genüge, in einem Tale zu weilen, um von der ganzen Schweiz einen Begriff zu haben. Glücklicher Mann, für den die Dinge so unglaublich einfach liegen!

Nun sind wir also wieder einmal auf eine Weile vor dem Bewußtsein des französischen Volkes rubriziert und verurteilt als nüchterne, habgierige und hochmütige Geißellen, sentimentalale Wurstesser und Kneipanten, bei denen die Backfischsentimentalität mit Bauernschnauze sich aufs beste verträgt, kleinliche Menschen, denen das Ausland von jeher zuviel Beachtung geschenkt hat, ohne zu merken, daß man es aussaugt, um es hinternach auszulachen.

Ob der gebildete Franzose einfältig genug sein wird, dieser „wahrhaftigen Studie“ eines wunderlichen Kauzes Glauben zu schenken? Ich hoffe und glaube es nicht. Jedenfalls wird der Schweizer sein Buch mit größerem Nutzen lesen. Er weiß wenigstens, was pure Erfindung und was Wahrheit daran ist. Lernen kann man schließlich auch von dem törichten Gegner

